Liebe Gemeinde,

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zählt zu den bekanntesten Erzählungen Jesu im Neuen Testament. Eigentlich handelt es sich nicht um ein Gleichnis, sondern um eine sogenannte Beispielerzählung. Eine Beispielerzählung stellt – anders als ein Gleichnis – eine nicht alltägliche Begebenheit dar. Sie lädt die Hörer zur Identifikation und zum Verstehen ein. Im Lukasevaneglium erzählt Jesus sie als Antwort auf die Frage danach, wer denn bitte mein Nächster sein soll und auf die Frage, was Gott von uns verlangt.

Die Geschichte spielt an einem realen Ort: auf dem beschwerlichen, etwa 27 km langen, öden Teilstück des damaligen Haupthandelsweges zwischen Afrika und Asien, der zwischen Jerusalem im Gebirge und Jericho im Jordantal liegt. Der erwähnte Abstieg über mehr als eintausend Höhenmeter machte es Händlern schwer und Räubern leicht. Dennoch wurde der Weg viel genutzt.

Auf diesem Weg also wird ein Mensch, von dem wir weder Name, Beruf, Hautfarbe noch Nationalität erfahren, überfallen und schwer verletzt. Zwei im Tempel von Jerusalem tätige Menschen gehen den gleichen Weg, sehen den Verletzten und gehen weiter. In der Erzählung Jesu ein Priester und ein Levit.

Für Priester gab es in der Tora die Vorschrift, dass sie sich nicht an der Leiche eines Stammesgenossen verunreinigen durften, abgesehen von den nächsten Verwandten. Wenn der Mann tot gewesen wäre, hätte sich der Priester durch eine Berührung wegen Verstoßes gegen dieses Gebot entweiht.

Der Levit war ebenfalls auf dem Weg hinab nach Jericho. Eine Berührung eines Toten hätte für ihn nach der Tora sieben Tage rituelle Unreinheit bedeutet. Er hätte also am Ziel seines Weges in seiner Heimat keine rituellen Handlungen vornehmen dürfen.

 Beide nehmen nach ihrer je eigenen Auffassung Gott und dessen Anweisungen Ernst. Sie lassen den Verletzten nicht liegen, weil sie ignorant oder asozial eingestellt wären, sondern aus religiösen Gründen. Deshalb gehen wie weiter.

Und dann taucht in der Erzählung einer auf, der ausgerechnet zu den verhassten Nachbarn gehört. Ein Angehöriger der Samaritaner.

Der Samariter sieht den Überfallenen. Er überlegt nicht lange, sondern er geht hin und sieht nach, ob und wie er helfen kann. Sein Motiv liegt einzig und allein darin: er empfindet Mitleid. Das ist schon alles. Er denkt nicht: „O, hier sind Räuber, die könnten mich auch überfallen. Also schnell weg."

Das also macht der Samariter nicht, sondern er gießt Öl und Wein auf die Wunde und verbindet sie. Das war im 1. Jahrhundert die übliche Art, Wunden zu reinigen und zu versorgen. Der Samariter leistet erste Hilfe. Eine einfache und ganz klare Hilfe, die jede und jeder von uns heute und in diesem Land zu tun sogar gesetzlich verpflichtet ist, wenn wir als Erste an eine Unfallstelle kommen. Deshalb lernen wir Erste Hilfe, wenn wir unseren Führerschein machen und eigentlich sollte man dieses Wissen auch öfter mal auffrischen. Der Samariter tut gar nichts Besonderes, sondern das, was man mal eben am Straßenrand machen kann. Er leistet Erste Hilfe und macht als nächstes dann etwas, was ihn ebenfalls entlastet. Er holt sich weitere Unterstützung.

Er bringt den Mann dahin, wo ihm weiter geholfen werden kann, nämlich in eine Gaststätte. Wir würden vielleicht heute einen Rettungswagen rufen oder den Verletzten in ein Krankenhaus bringen. Er sagt nicht: „Nun muss ich mich um den Mann kümmern, bis er wieder gesund ist. Ich kann ihn nicht alleine lassen, denn ich habe ihn ja gefunden. Nun bin ich der Einzige, den er hat." Sondern er übergibt den Kranken jemand Anderem, der sich nun um ihn kümmert und für seine Genesung sorgt.

Das ist ein wichtiger Aspekt der Selbstliebe, dass ich erkenne, wo meine Grenzen sind. Manchmal tun wir uns damit schwer, gerade wenn wir engagiert sind. Dann haben wir das Gefühl, die ganze Verantwortung alleine tragen zu müssen. Aber oft gibt es Möglichkeiten, die Verantwortung zu teilen, andere mit einzubeziehen. Da gibt es Spezialisten, die sich auskennen und besser wissen, was zu tun ist. Das muss ja nicht heißen, dass man den Hilfebedürftigen abschiebt.

Das tut auch der Samariter nicht. Sondern er gibt dem Wirt Geld für die Pflege und verspricht, auf der Rückreise den Rest zu bezahlen. D.h. er schiebt den Verletzten nicht ab, sondern er überträgt lediglich die Verantwortung. Auf der Rückreise wird er nachfragen, was aus dem Verletzten geworden ist. Damit ist für ihn die Hilfe abgeschlossen.

Der Samariter zieht seines Weges. Er verschiebt nicht alle anderen Termine und Pläne, die er hat, sondern er nimmt sie nach dieser Unterbrechung wahr. Der Samariter gründet auch keine Hilfsorganisation, die sich um Überfallene kümmert, oder eine Bürgerinitiative gegen Raubüberfälle. Er beendet seine Hilfe hier. Das, was er tun konnte, hat er getan. Er hat sich in einer Notsituation um einen hilfsbedürftigen Menschen gekümmert, wichtige und gute Hilfe geleistet, soweit es seine Möglichkeiten zuließen. Er hat seinen nächsten geliebt wie sich selbst. Das getan, was er sich auch wünscht, wenn die Rollen vertauscht wären.

Und genau das ist es, was Gott verlangt. Sagt Jesus. Keine exorbitante Erwartung ans unsere Lebensführung. Sondern ein Ernstmachen damit, dass Gott uns als soziale Wesen geschaffen hat, als Wesen, die aufeinander angewiesen sind. Darin sieht Jesus nicht bloß eine Tatsache, sondern eine Aufgabe. Hilf denjenigen, denen Du zu helfen vermagst. Soweit Du das kannst. Angemessen. Das ist schon alles. Das ist Nächstenliebe! Das ist aber eben auch tätige Liebe zu Gott.

Oder mit anderen Worten: Die Liebe zu Gott wird in der Liebe zum Menschen konkret, womit die ernst gemeinte Eingangsfrage des Gesetzeslehrers beantwortet ist.

Das alles hört sich in einer Kirche vielleicht etwas banal an.

Mir selber erscheint es allerdings im Jahr 2017 gar nicht mehr banal zu sein. Denn die Stimmung in diesem Land hat deutliche Unterströmungen, deren Tendenzen in eine ganz andere Richtung weisen. Nicht: hab Mut zur Empathie, sondern: bleib lieber für Dich und kümmere Dich nicht um das Ergehen der Anderen! So denken in der Erzählung Jesu noch nicht einmal Priester und Levit.

Die Tendenzen in unserem Land treten in Wahlkampfzeiten besonders heraus. Denn die verschiedenen Parteien positionieren sich auch zu der Frage, wie sie sich unser Zusammenleben vorstellen. Zum Beispiel, ob sie sich das eher miteinander oder eher im gegeneinander wünschen. Und eine von den Parteien, die in zwei Wochen zur Wahl stehen, die sogar Aussichten darauf hat, in den Bundestag einzuziehen, hat sich in dieser Frage eine klare Absage an das Miteinander quasi auf ihre Fahnen geschrieben. Die sollten wir als Christen vielleicht eher nicht wählen, wenn wir das Gottes- und Menschenbild von Jesus ernst nehmen.

Der Friede Gottes jedenfalls, der einen viel weiteren Horizont hat als wir ihn je verstehen werden, der bewahre unsere Sinne und Herzen in Christus Jesus. Amen.